



Anja Doehring  
Ulrich Renz

Was ich mir  
wünsche ist ein

# Clown

Klinikclowns auf der Kinderstation

# Inhalt

**Herman van Veen: Krieg einen Brief ...**

**1 Vom Sinn des Unsinn**

**2 Wie alles anfing**

**3 Die Clowns kommen!**

**4 „Ich bin ein Clown ...“**

**5 Valerie, no limit**

**Serviceteil / Adressen**

**Die Autoren**

**Impressum**

Für Valerie



Foto: Peter Thomsen

# **Herman van Veen: Krieg einen Brief ...**

**K**rieg einen Brief  
von einem kranken kleinen Jungen,  
ganz aus Groningen.  
Das ist schon fast Dänemark.  
Er fragte: "Bitte besuchen Sie mich doch mal".  
Hab den Besuch immer wieder hinausgeschoben.  
Und von Utrecht bis nach Groningen ist ein ganz schönes  
Ende.

Krieg wieder einen Brief.  
"Ich bin noch immer krank,  
wann kommen Sie denn nun?"  
Mir blieb nichts andres übrig.

Der kleine Junge war nicht mehr  
als ein Kopf, ein Rumpf,  
seine Arme und seine Beine  
waren nie richtig gewachsen.  
Sahen ein bisschen aus wie Ästchen  
einer seltsamen Kopfweide  
aus einem ganz alten Märchenbuch.  
"Da bin ich also", sagte ich  
mit sprachlosem Mund  
und einem höchst erstaunten,  
nicht zu vermeidendem erschrockenen Gesicht.  
Der kleine Junge musste  
darüber so schrecklich lachen,  
und ich nach einer Pause auch,

dass wir Tränen  
in den Augen hatten.

Ich bin offensichtlich ein Clown,  
ob ich nun will oder nicht.  
Sogar wenn ich etwas sehe,  
das unbegreiflich ist,  
dann wird mein Gesicht von alleine  
auch ganz unbegreiflich,  
und ich gleiche dem,  
was ich sehe.





# **1 Vom Sinn des Unsinnns**

**S**ie nennen sich Rididu, Spargel, Professor Nase oder Doktor Murks und auf den ersten Blick könnte man sie durchaus für ganz normale Clowns halten ... Wenn da nicht diese absolut unpassende Umgebung wäre: weiße Flure, gedämpftes Licht, Betten auf Rädern.

Clowns - wie bitte? - im Krankenhaus? Späße und Gelächter hier, wo der Ernst des Lebens regiert? Klamauk und Poesie im Reich von Tod und Schmerz? Bunte Gestalten mit zweifelhaften Manieren inmitten von hochseriösen Würdenträgern im gestärkten weißen Kittel? Das Quietschen einer Tröte in den schallgedämpften Wartebereichen, in denen man kaum zu flüstern wagt?

Klar doch! Der Wahnsinn ist Programm: Die Clowns gehören zur Truppe der Klinikclowns, die ihr Wesen vorzugsweise dort treiben, wo kranke Kinder sind. Sie wollen die kleinen Patienten auf ihre ganz spezielle Art „behandeln“ - indem sie ihnen etwas mitbringen, was in der Welt des Krankenhauses Mangelware ist: Humor.





Aber gehört die Behandlung von schwerkranken Kindern nicht in die Hand von Experten mit Diplom und Uni-Abschluss? Und werden für die seelischen Nöte nicht schon genügend Psychologen eingesetzt? Die Klinikclowns sehen sich nicht als Alternative zu den Bemühungen der Fachleute. Sondern als Ergänzung, vielleicht auch als Gegengewicht. Sie können keine Krankheiten heilen, aber sie können die ernste, allzu erwachsene Welt des Krankenhauses etwas bunter machen und dem Kind ermöglichen, trotz allem Kind zu sein und nicht nur Patient.

Gerade schwer kranken Kindern sieht man oft schon auf den ersten Blick an, wie sehr sich das Kind in ihnen verkrochen hat. Man muss es erst einmal erreichen. – Wie bei diesem Mädchen mit der Sauerstoffsonde und der lustigen Frisur, das auf dem Bett in Zimmer Nummer 14 sitzt und offenbar einiges hinter sich hat. Vorsichtig und auch skeptisch beäugt es den Clown, der durch den Türspalt schaut. „Darf ich hereinkommen?“

Das Kind nickt kaum merklich. Langsam nähert sich dieses fremde Wesen, hockt sich neben das Bett und fragt leise: „Willst du auch so eine schöne Nase wie ich?“ Ein stummer Blick, der Ja sagt – das Spiel darf beginnen. Mal ist die Nase da, wo sie hingehört, mal ist sie weggezaubert, plötzlich sind zwei da ... Das Mädchen ist ganz auf das Spiel konzentriert, ernst und bedächtig zuerst, aber allmählich öffnet sich ihr Gesicht, ein Lächeln kommt zum Vorschein, zaghafte erst, dann immer breiter.



Die Macht des Lachens wurde mittlerweile auch von der ernsthaften Forschung entdeckt. Wissenschaftliche Publikationen und Kongresse rücken dem Thema „Therapeutischer Humor“ zuleibe, untersuchen die physiologischen Wirkungen des Lachens, den Einfluss auf Adrenalin- und Endorphinausschüttung, Pulsschlag und Blutdruck. Und kommen zu dem Ergebnis, wen wundert's: Lachen ist gesund.



Der Anfang der Klinikclown-Bewegung hat allerdings nichts mit wissenschaftlichen Theorien zu tun, im Gegenteil: mit einem Clown aus Fleisch und Blut, den wir Ihnen noch genauer vorstellen werden: Michael Christensen. Dessen ganz persönliche Begegnung mit Krankheit und Tod wird zum Startfunken für die Klinikclown-Bewegung. Schnell breitet sich die Idee in Amerika und dann über den Atlantik aus und erreicht Anfang der 90er Jahre die deutschsprachigen Länder. Heute haben hier bereits über hundert Kliniken „ihre“ Clowns, und jeden Monat kommen ein paar neue dazu.



Während am Anfang viel Überzeugungsarbeit bei den Klinikchefs geleistet werden musste, bis den Clowns Zutritt in die heiligen Hallen gewährt wurde, sind die Clowns heute für viele Krankenhäuser ein Wettbewerbsfaktor. „Wir werden manchmal schon beim Aufnahmegespräch von den Eltern gefragt, ob wir auch Clownsbesuche hätten“, sagt der leitende Oberarzt einer Universitätsklinik. Und auf vielen Stationen will auch das Personal das bunte Treiben der Clowns mittlerweile nicht mehr missen. Ihre Anwesenheit entspannt die Atmosphäre und sorgt für willkommene Abwechslung in der Alltagsroutine.



Die gewohnte Ordnung kann schon ein bisschen durcheinander kommen, wenn die Clowns umgehen. Da werden Respektspersonen gnadenlos parodiert in ihrer Wichtigkeit und Ernsthaftigkeit. Ein Namensschild wird kritisch inspiziert: „Was, Sie sind auch Professor? Zeigen Sie mal Ihren Ausweis.“ – Der Clown hat nun einmal ein gewisses Maß an „Narrenfreiheit“. Er kann wider den Stachel löcken, den autoritären Chef auf seine unschuldige Clowns-Art hochnehmen, und spricht damit den Mitarbeitern aus der Seele, die sich so was nicht trauen dürfen. Da, wo der Clown herkommt, gibt es keine Chefs und keine Untergebenen. Für ihn gibt es nur zwei Sorten Menschen: Erwachsene und Kinder – das Kind im Erwachsenen eingeschlossen. Und sein Herz gehört eindeutig den Kindern.



Vor allem die Kinder mit chronischen Krankheiten, die Dauergäste der Kinderstationen, haben im Besuch „ihrer“ Clowns einen Fixpunkt im Wochenablauf, auf den sie sich freuen können. Oft warten sie schon sehnsüchtig auf den Augenblick, wo die Tür aufgeht und die rote Nase zum Vorschein kommt. Was da so langsam und zögerlich hereinkommt, ist ein Wesen, von dem man Spaß zu erwarten hat, und: von dem man nichts zu befürchten hat. Im Krankenhaus bedeutet es ja allzu oft nichts Gutes, wenn die Türe aufgeht ...

Noch weniger als Erwachsene können sich Kinder mit dem Verstand behelfen, einordnen, was in der furchteinflößenden Welt des Krankenhauses um sie herum und mit ihnen geschieht. Da sind die Veränderungen des Körpers, die die Krankheit oder eine Behandlung mit sich bringt. Da fallen zum Beispiel die Haare im Lauf einer Chemotherapie aus. Da ist der Bauch auf einmal von Narben zerschnitten. Da sind plötzlich Schläuche da, die aus dem Körper kommen,

da wird man an Geräte angeschlossen, die man noch nie gesehen hat, wird durch Röhren geschoben, hat Tag und Nacht piepsende und blinkende Maschinen um sich herum.

„Wann hört die Krankheit auf? Werde ich überhaupt wieder gesund?“, sind die bangeren Fragen, die viele Kinder umtreiben. Nicht selten kommen auch noch Schuldgefühle dazu: Viele Kinder glauben, dass ihre Krankheit eine Bestrafung für irgendwelche Übertretungen ist. Wie die sechsjährige Anneli, die durch einen Hirntumor an den Rollstuhl gefesselt war. Sie konnte sich bis zu ihrem Tod nicht davon abbringen lassen, sie sei krank geworden, „weil ich so gemein zu Elisa war“, ihrer Kindergartenfreundin. In der Kinderwelt hat alles seinen Grund, und wenn er der „liebe Gott“ heißt.

Die Ängste kranker Kinder werden manchmal von wohlmeinenden Eltern, manchmal sogar Ärzten, noch verstärkt, die meinen, dem Kind die Wahrheit nicht zumuten zu können. Sie üben sich in einem aufgesetzten Zweckoptimismus („Wird schon wieder...“) und lassen das Kind dadurch mit seinen Ängsten vollends alleine. Denn das Kind spürt sehr wohl die Besorgnis und den Kummer seiner Umgebung, die auf einmal so ganz anders mit ihm umgeht, und hat dann auch noch deren Last mitzutragen.



*Clowns beim Fensterputzen*

Wenn der Clown kommt, ist das alles vergessen. Die ernste, unverständliche Welt des Krankenhauses wird zur Kulisse für ein Spiel, in dem man seine Angst auch mal weglachen kann. Da ist die Clowns-Spritze, die tatsächlich spritzt – nämlich Wasser, auf die ahnungslose Schwester Stefanie. Da gibt es Bandoneon-Musik und Seifenblasen, die einen selbst ein bisschen ins Schweben versetzen. Da wird kurzerhand auf dem Flur ein Arzt operiert, nicht ohne ihm vorher fachgerecht, d.h. mit dem luftgefüllten Plastikhammer, eine Narkose verpasst zu haben. Einer muss den Kindern ja schließlich zeigen, wie Narkose geht. Ständig passieren die dümmsten Missgeschicke. Siehste: Der Clown findet sich in diesem seltsamen Laden auch nicht zurecht ...

„Die Clowns sind so schräg, dass sogar meine Mami gelacht hat!“, erzählt der kleine Patrick strahlend, die Backen noch ganz rot vor Aufregung.





Eltern schwerkranker Kinder sind oft in einer psychischen Extremsituation. Die Krankheit des Kindes hat sie aus dem sicheren Leben geworfen, hat sie zu einem Leben zwischen Hoffen und Bangen verdammt. Selbst verzweifelt, müssen sie doch ihrem Kind Trost und Hoffnung geben. Besonders schwierig ist dabei, dass sich schwerkranke Kinder oft selbst vor ihren Eltern verschließen. In einer solchen Situation kann es eine Erlösung sein, einmal gemeinsam zu lachen.



Was kann der Clown, was andere nicht können?

Vor allem kann er eines: die Kinder aus dem Krankenhaus entführen. Sie abtauchen lassen in ihre Kinderwelt, und sei es nur diesen einen magischen Moment lang, in dem sich Kind und Clown begegnen.

Beim Kampf der Medizin gegen die Krankheit – so unabdingbar er ist – ist das Kindliche im Kind in Gefahr, unter die Räder zu kommen. Das Krankenhaus ist wie eine gut geölte, kraftstrotzende Maschine, die Tag und Nacht aus vollen Rohren gegen Krankheit und Tod angeht, konsequent und unerbittlich. Ein Kampf, bei dem nicht an Mensch und Material gespart wird, ein zähes Ringen, in dem hochqualifizierte Spezialisten mithilfe modernster Technik die Grenze zwischen Leben und Tod immer weiter zurückdrängen. Alle geben ihr Bestes, suchen nach den jeweils besten Lösungen und Therapiestrategien, zum Wohle des Kindes.

Aber das Kind hat andere Sorgen. Es versteht das Programm nicht, das über es hinwegrollt. Es will nicht bestrahlt werden, nicht still liegen, es will keine Medikamente nehmen, erst recht nicht gepiekt und angebunden werden. Es will, dass die Schmerzen aufhören, dass es endlich spielen kann, kurz: Es will Kind sein.



Die Clowns sorgen dafür, dass das Ringen um den Heilungserfolg dem Kind nicht den Boden wegzieht, auf dem es steht: die Kindheit und den kindlichen Lebensmut. In einer Umgebung, die sich mit Perfektion, Präzision und Ausschließlichkeit auf den kranken Teil des Kindes stürzt, nehmen sie sich ganz bewusst der gesunden Anteile an und stärken sie.

Dabei geht es den Clowns nicht nur darum, die Kinder zu unterhalten. Der Clown ist mehr als der Possenreißer, mehr als der Farbkleck in einem grauen Bild. Das Spiel zwischen Kind und Clown ist eine Begegnung, bei der sich zwei